

Der Blattwender

Ansichten und Rücksichten des Sergej Lochthofen, Chefredakteur der „Thüringer Allgemeinen“

Glaubwürdigkeit braucht Zeit und Intensität“. So würde Sergej Lochthofen wohl derzeit auch ein Memorandum über den Weg der ostdeutschen Zeitungen in die westdemokratische Zukunft überschreiben. In Zeiten des turbulenten Umbruchs und lauter „Super“-Schlagzeilen favorisiert der 38jährige Chefredakteur der „Thüringer Allgemeinen“ in Erfurt Ruhe, Überlegung – und Zurückhaltung. „Wer gestern Parteiparolen propagiert hat, dem steht es nicht zu, heute die Marktwirtschaft zu predigen. Außerdem macht ein zu forscher, oberlehrerhafter Ton den Lesern Probleme.“ Und davon gibt es ohnehin schon genug, draußen im Land und drinnen bei der alltäglichen Zeitungsbearbeitung.

Von einem Problem hat sich die „Thüringer Allgemeine“ mit Lochthofen an der Spitze aber schon sehr frühzeitig befreit: das ehemalige Parteiorgan mit dem Titel „Das Volk“ war das erste Blatt in der Ex-DDR, das sich nach der Wende von der autoritären Übermutter SED abnabelte und mit neuem Namen einen neuen Kurs einschlug. Der heute 38jährige Chefredakteur war damals der Wortführer der Blattwender, und ist heute einer der wenigen originär ostdeutschen Redaktionsleiter, die trotz Westimporte das Ruder noch in der Hand halten.

Wie ein „Macher“ sieht er nicht aus. Eher schon wie ein kirchlicher Vordenker. In seinem ganzen Auftreten verzichtet er auf jede Forschheit. Die kurzgeschnittenen dunklen Haare, der schwarze, gepflegte Vollbart und die runderliche Intellektuellen-Hornbrille passen zur konservativ-korrekten Kleidung: weinroter Schlips mit Paisley-Muster, dezent gestreiftes Hemd und heller Sommeranzug. Seine Sprache ist nüchtern und ausgewogen, seine Worte sind bedächtig gewählt. Sein Büro, zugleich Konferenzzimmer im achten Stock des Verlagsgebäudes, wirkt wie er selbst: schlicht und sachlich. Unausgesprochen hängt das Leitmotiv

im Raum: „Mehr Sein als Schein“.

Effizienz und Konzentration bestimmen sein tägliches Handeln. Zwangsläufig. „Sie glauben gar nicht, worum sich ein hiesiger Chefredakteur alles selbst kümmern muß“, sagt er und erklärt dem West-Kollegen die spezielle Ost-Problematik aus seiner Sicht: „Es wird ja immer das Klage lied Journalismus Ost gesungen. Aber wir sind ja auch mit neuen Regeln und Aspekten konfrontiert, die im Westen schon lange Selbstverständlichkeiten sind.“

Zum Beispiel die Grundregel, Nachricht von Meinung klar zu trennen. „Das muß hier jeder verinnerlichen. Aber das heißt auch, daß wir jeden Tag daran arbeiten und immer wieder darauf hinweisen müssen, denn eine solche klare Trennung hat es hier nie gegeben.“

Zum Beispiel die wirtschaftlichen Seiten des Zeitungsgeschäfts: „Für die Leser und auch Redakteure sind Anzeigen und Werbung in der Zeitung etwas völlig Neues. Beide Seiten müssen daran gewöhnt werden, daß das ein wichtiger ökonomischer Aspekt für eine privatwirtschaftliche Zeitung ist. Das heißt, daß ich mich als Chefredakteur auch um den Anzeigenbereich kümmern muß, daß hier die Grenzen zwischen Verleger und Redaktion zerfließen. Im Westen wird das viel strenger getrennt.“

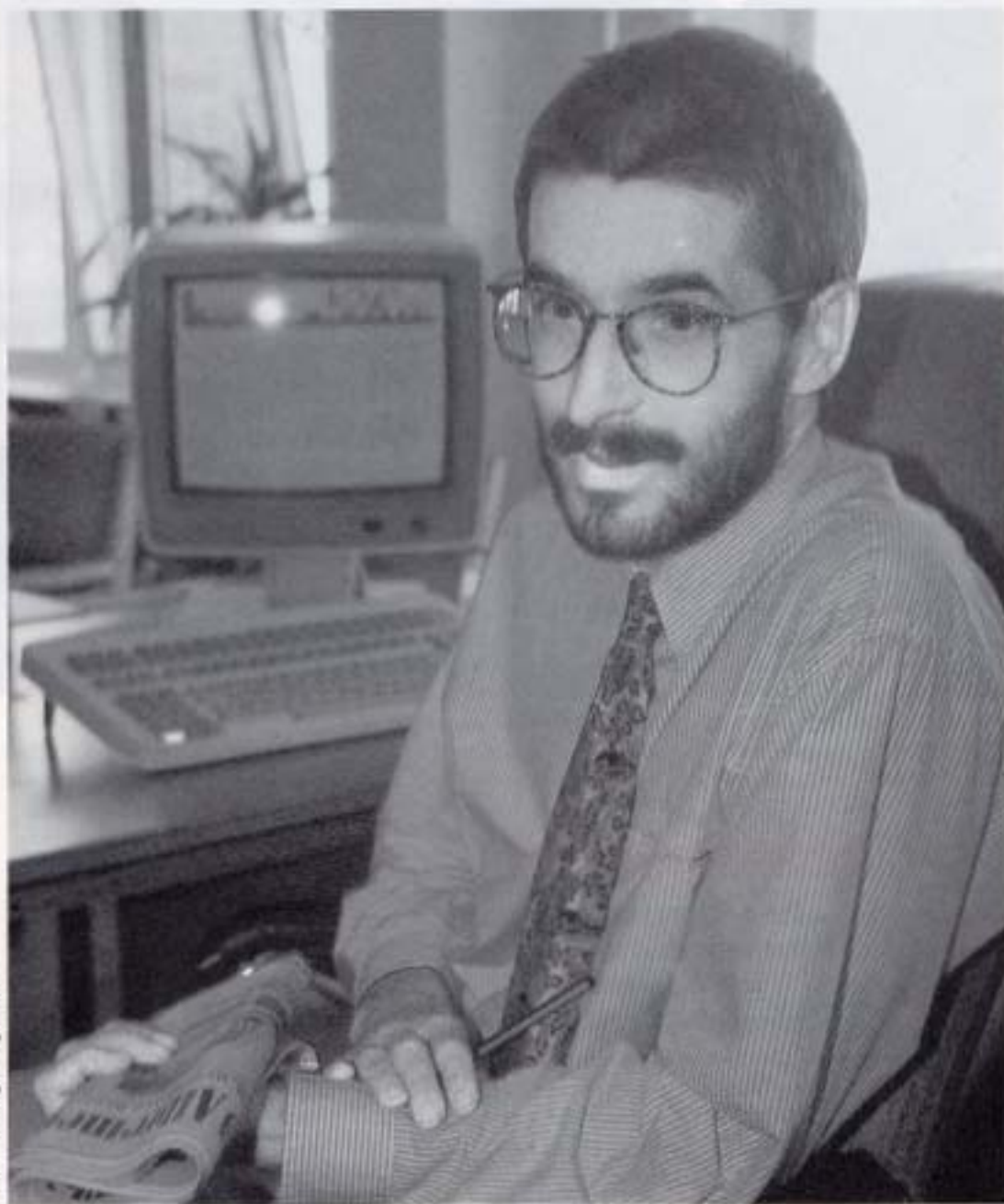
Zum Beispiel Themensuche und Kommentare: „Die Kollegen werden hier mit Dingen aus der Alt-Bundesrepublik konfrontiert, zu denen ihnen einfach das Hintergrundwissen fehlt. Woher sollen sie es auch haben? Als Chefredakteur muß man jeden Tag solche neuen Themen anschieben und sich auch selbst darum kümmern. Im Westen ist das viel einfacher. Da haben die meisten Redakteure ein eigenes Spezialgebiet und umfangreiches Archiv, so daß sie schnell und fundiert reagieren können.“

Chefredakteur Lochthofen, dessen Arbeitstag morgens um acht beginnt und abends um 21 Uhr endet, vertut keine Zeit mit Plauderei. Er erzählt keine Geschichtchen, allenfalls die Geschichte seines Blattes. Und schon nach wenigen Sätzen wird deutlich: hier sitzt jemand, der sich die Dramaturgie des Gesprächs nicht aus der Hand nehmen lassen will.

Da das Heute und Morgen des Zeitungsaltags in Thüringen ohne das Gestern unvollständig wäre, beginnt Lochthofen seine Rede über die Umgestaltung seines Blattes mit den Jahren vor der Wende. Wenn heute viele Menschen in der Ex-DDR ihr eigentliches Geburtsdatum mit dem neunten November 1989 angeben, sei das Augenauswischerei: „Es wäre falsch, die Zahl der inneren Emigranten in der DDR zu hoch anzusetzen.“ Das gilt insbesondere für die Journalisten. Jeder, der in der DDR journalistisch habe arbeiten wollen, habe sich mit dem System mehr oder weniger arrangieren müssen. Nur im Ausnahmefall konnte man die Ausbildung der Leipziger Kaderschmiede „Karl-Marx-Universität“ umgehen. Nur wenige kamen an dem „Roten Kloster“ und seiner Schulung in Parteiprotokoll- und Honeckerberichterstattung vorbei.

Den Journalisten Sergej Lochthofen hat es auch schon vor der Wende 1989 gegeben – als Nachrichtenredakteur der ehemaligen SED-Zeitung „Das Volk“. Auch der Journalist Lochthofen hatte sich mit dem System arrangiert – wie er es ausdrückt: „persönliche Schuld auf sich geladen“.

Allerdings hatte Sergej Lochthofen dank seiner Herkunft ein besonderes Stück Freiheit in der Erfurter SED-Redaktion. Ihm kam zugute, daß er als Sowjetbürger geboren wurde und dies auch nach der Übersiedelung in die DDR blieb. Zwar hieß es dort: „Von der Sowjetunion lernen, heißt Siegen lernen“, aber soweit ging die Lernbereitschaft



**Perestroika in Person:
Sowjetbürger Lochthofen
verwandelte das
SED-„Volk“**

dann doch nicht, daß man einen Sowjetbürger in die staatstragende SED aufgenommen hätte.

Seine Vita zeigt eine Familiengeschichte, die – so befindet er selbst – „geradezu exemplarisch für die politische und gesellschaftliche Zerrissenheit im 20. Jahrhundert“ steht: Sein Vater, ein deutscher Linkssozialist mit „westfälischen Ahnen“, war nach 1933 in die Sowjetunion geflohen, wurde unter Stalin nach Sibirien verschleppt und saß zwanzig Jahre im Lager. Seine Mutter war Russin, die Tochter eines Parteikommissars, der als Mitglied der antistalinistischen Arbeiteropposition Lenins Testament in Umlauf brachte und dreißig Jahre in Lagern verbrachte. Sergej wurde jenseits des Polarkreises, in Workuta, geboren. In jener nordöstlichsten Ecke Europas, die durch ihre Bergwerke und berüchtigten Straflager traurige Berühmtheit erlangt hat.

Die ersten fünf Jahre seines Lebens brachte Sergej Lochthofen im sowjetischen Gulag zu. Die dort erlebte Brutalität des stalinistischen Terrors hat sich ihm tief eingeprägt, so daß er später dem „vergleichsweise moderaten SED-Regime“ sogar eine gewisse Toleranz entgegenbrachte. Aber als die Familie in den fünfziger Jahren in die DDR übersiedelte, begleitete Lochthofen eine tief verwurzelte Distanz zu Ideologien, die das Dogma über alles stellten. Das sollte sich auch in der DDR nicht ändern.

Sein Berufswunsch Journalist stellte ihn dann vor die Alternative: gehen oder sich arrangieren. Lochthofen wählte das Arrangement, begünstigt durch seinen „politisch unbelasteten“ Status als Sowjetbürger. Doch schon während seines Volontariats in Gotha zeichnete sich ab, daß ein enger Kontakt zur Sowjetunion nicht mehr vor Repressalien bei der journalistischen Arbeit schützen würde.

Gorbatschows Perestroika setzte auch in der DDR einen Umdenkungsprozess in Gang – und heftige Gegenreaktionen. Die „unverbrüchliche Freundschaft der beiden Brudervölker“ zeigte Risse. Mit seinen „Insider“-Berichten und Reportagen über die Entwicklung in der Sowjetunion eckte Lochthofen immer mehr an. Vorgeschrieben waren die ADN-Verlautbarungen. Die Folge: Der Nachrichtenredakteur mit dem Fachgebiet „Sozialistisches Ausland“ wurde zunehmend dafür bezahlt, nicht zu schreiben.

Als er 1989 eine Serie von Reportagen über neue, wenig systemkonforme, vor allem aber privatwirtschaftliche Impulse in Litauen bringen wollte, gestattete ihm sein damaliger Chefredakteur lediglich einen einzelnen Beitrag und empfahl ihm, künftig unter Pseudonym zu schreiben und vor allem dem Erfurter SED-Bezirkssekretär Gerhard Müller nicht aufzufallen. Der, zugleich Herausgeber des „Volks“, hatte schon mit „Konsequenzen“ gedroht, wenn sich noch einmal wiederhole, was zu unterbleiben habe: nämlich „Perestroika“ ins Deutsche zu übersetzen: „Umgestaltung“. „Das funktionierte damals eben alles nach dem Prinzip Druck und Gegendruck“, sagt Lochthofen heute.

Aber in der Redaktion der Erfurter SED-Zeitung garte es bereits, bevor die Demonstrationen in Leipzig allmontaglich organisiert wurden. Aus Selbstschutz gegen Zensureingriffe der örtlichen SED-Leitung beschlossen die Redakteure des „Volks“ ein Redaktionsstatut – eine improvisierte Zusammenstellung von Richtlinien für den voraussehbaren Konflikt mit der alles beherrschenden Partei. Mit wenig Aussicht auf Erfolg. „Es war ein verzweifelter, aber gleichzeitig naiver Versuch unter den damaligen Gegebenheiten. Wäre die politische Wende nicht gekommen, wäre zweifellos ein Exempel statuiert worden“, vermutet Lochthofen. „Die verantwortlichen Redakteure



**Eine 50prozentige
Mitarbeiterbeteiligung
soll die neue
Unabhängigkeit garantieren**

wären entlassen worden. Und das wär's dann wohl gewesen mit dem Selbstschutz.“

Doch die politischen Ereignisse im Herbst '90 überschlugen sich – und „Das Volk“ zog mit und druckte als erste Zeitung im Osten die Fernsehprogramme von ARD und ZDF. Ein Affront gegen den eigenen SED-Herausgeber, waren doch die Westsender im Osten verboten. Lochthofen war einer derjenigen, die für den Abdruck plädierten. „Man sollte sich endlich den Realitäten nähern“, so seine Forderung damals. Die Reaktion am nächsten Tag war bezeichnend: zahlreiche Kollegen aus der gesamten DDR riefen an und fragten nach, wer denn eigentlich die Druck-Erlaubnis gegeben habe.

Lochthofen und den übrigen Reformern ging es aber schon längst nicht mehr um solche kleinen Freiheiten. Sie wollten Unabhängigkeit von der SED und einen neuen Stil. In der Redaktion selbst kam es darum zu heftigen Auseinandersetzungen. Mehr und mehr sammelten sich die Befürworter um den ruhigen, aber beharrlichen Lochthofen, häufig traf man sich bei ihm Zuhause.



Anfangs noch wollten die Reformer in ihrem Bemühen um redaktionelle Unabhängigkeit streng legalistisch vorgehen. Doch die Eigentümerin, die SED – mittlerweile in PDS umgetauft, ließ nicht mit sich reden. Im Gegenteil: der neue Parteivorsitzende Gysi drohte mit einem Stop der Papierlieferungen und Entzug der Subventionen. Die Lage spritzte sich zu. Unterdessen formierten sich die alten Parteizeitungen neu, die PDS-nahen ebenso wie Zeitungen der Blockparteien.

„Das Volk“ zog die Konsequenz. In einer Urabstimmung Mitte Januar 1990 beschloß die Redaktion die endgültige Ablösung von der PDS. Die erste solche Aktion in der DDR. Die Abnabelung sollte auch durch einen neuen Namen – „Thüringer Allgemeine“ nach außen dokumentiert werden. Lochthofen: „Vierzig Jahre war man nicht das Volk gewesen. Nun hätte man so getan als ob. Das ging einfach nicht.“ Die alte Leitung wurde zum Abtreten gezwungen, und ein interimistischer Redaktionsrat hat im Februar dann Sergej Lochthofen zum Chefredakteur gewählt. Die PDS war damit de-facto enteignet.

Der Schritt war keineswegs unumstritten in der Redaktion. Nahezu ein Drittel der Redakteure war dagegen und ging. „Diese personelle Neuorientierung kam der Umgestaltung sehr entgegen“, findet Lochthofen heute. Der künftige Kurs sollte lauten: „Wir sind eine Thüringer Zeitung mit Thüringer Identität.“ Nach vierzig Jahren Berlin-Zentralismus und vielbeschworener DDR-Nationalidentität für Redakteure und Leser ein totaler Neubeginn.

Gerade im „Gleichklang von Lesern und Redakteuren“ liege die Stärke der „Thüringer Allgemeinen“, meint Lochthofen, der allerdings nichts davon hält, ein „Wir-im-Osten-Gefühl“ zu propagieren. Beide Seiten befänden sich auf der gleichen Stufe der Erfahrung mit der neuen Bundesrepublik und den Bemühungen, die DDR-Vergangenheit aufzuarbeiten. Diese „offene Taktik“ werde seiner Zeitung abgekauft und das im wahrsten Sinne des Wortes: Von einer Auflage von einst 400.000 Exemplaren konnte bis heute die stattliche Zahl von 340.000 gehalten werden. „Die Leser in der Region haben sich eindeutig für uns entschieden“, glaubt Lochthofen. Ein wesentlicher Grund sei das spezifische Leserverhalten Ost: allenfalls solche West-Zeitungen, die mit zusätzlichen Regionalausgaben ihr Hinterland in den Osten erweitern – wie die „Hessisch-Niedersächsische Allgemeine“ aus Kassel, hätten „gewisse Chancen“ auf dem Thüringer Markt. „Fremdprodukten“ wie der „Tagespost“, ein Ableger des konservativen Bielefelder „Westfalenblattes“, prognostiziert er keinen dauerhaften Erfolg. „Den Lesern wurde jahrelang eine herrschende Meinung vorgesetzt. Nun wollen sie nicht wieder eine solche Einseitigkeit.“ Auch in den ehemaligen Blockpartei-Blättern sieht Lochthofen keine Gefahr und Konkurrenz. Dazu sei deren Absatz-Struktur von vornherein viel zu ungünstig: kleine Auflage bei großem Verbreitungsgebiet.

Wenn Lochthofen aber die „bemerkenswerte Medienvielfalt“ von fünf bis sechs Regionalzeitungen in Thüringen hervorhebt, klingt ein beinahe zynischer Unterton mit. Der Chef der „Thüringer Allgemeinen“ weiß nur zu gut, daß die Medienvielfalt Gefahr läuft, zur Medieneinfalt zu werden. „Der unweigerliche Konzentrationsprozeß in den neuen Bundesländern wird noch manche traurige Folgeerscheinung mit sich bringen“, orakelt er, allerdings mit der Gewißheit, daß seinem Blatt wohl kein Debakel droht. Insbesondere überregionale Zeitungen hätten trotz journalistischer Qualität ökonomisch eben keine Chance. Das habe der kürzlich eingestellte „Morgen“ schon gezeigt, und das gelte auch für Zeitungen wie die „Junge Welt“, die keine gewachsene Abonnentenschar haben, deren (West-)Konkurrenz zu groß und Vertriebssystem mangelhaft sei. Deshalb solle aber jetzt kein falscher Mythos um das Zeitungsterben aufgebaut werden, meint Lochthofen: der Schrumpfungsprozeß bedeutet ja, daß schließlich der Leser sich für oder gegen eine Zeitung entschieden hat.

Ihre eigene ökonomische Basis versuchte die frisch umbenannte „Thüringer Allgemeine“ zunächst mit Westkooperationen zu sichern, die vor allem Hilfestellung in Sachen Verlag, Technik und Vertrieb bringen sollten. Außerdem beschlossen die Erfurter Zeitungsmacher in eigener Regie, den Verkaufspreis von 15 auf 40 Pfennige – „aber nicht mehr“ – anzuheben. Nach ersten Kontakten mit der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“ und der Mainzer „Allgemeinen Zeitung“ kam es schließlich zur dauerhaften Zusammenarbeit mit der „Westdeutschen Allgemeinen Zeitung“. „Ein großes Glück“, meint Lochthofen.

Die geldpotente WAZ-Gruppe habe investiert, vor allem aber einer 50prozentigen Mitarbeiterbeteiligung zugestimmt. Mit dieser stillen Beteiligung, dem „Spiegel-Modell“

nachempfunden, sei die „Thüringer Allgemeine“ eine der ganz wenigen ostdeutschen Zeitungen, die nicht zu hundert Prozent an einen westdeutschen Verlag verkauft worden sind – die letzte Abseignung der Treuhänder noch vorbehalten. Besonders stolz ist Lochthofen darauf, daß dieses Modell die redaktionelle Unabhängigkeit stärkt, manifestiert durch den Status des Chefredakteurs. Laut Statut kann er nur mit Zweidrittel-Mehrheit der Redaktion aberufen und gewählt werden.

Bei uns sollen Thüringer für Thüringer schreiben. Und zwar mit allen Facetten. Unsere Leitlinie ist der Pluralismus – sowohl nach innen als auch nach außen. Ein hehrer Anspruch, und Lochthofen weiß nur zu gut um dessen Schwierigkeiten in der Praxis: „Natürlich läßt sich das so einfach dahinsagen, aber wissen Sie, im Russischen gibt es ein altes Sprichwort: Wenn sich ein kleines Kind an heißer Milch verbrannt hat, bläst es auch auf kaltes Wasser.“ Wir wollen uns nicht auf irgendeine politische Richtung festlegen.“ Auch nicht auf im Westen übliche Attribute für ein Blatt wie „Liberal, sozial-liberal oder (gemäßigt) konservativ“. Da läßt er es lieber auf einen Streit mit den Parteien vor Ort ankommen: „Den einen sind wir zu links, den anderen nicht links genug. Das zeigt doch, daß wir es mit der parteipolitischen Unabhängigkeit wirklich ernst nehmen“, sagt er mit gelassenem Selbstbewußtsein.

Lochthofen glaubt an das Konzept seines Blattes, an die Lernfähigkeit seiner Redakteure und an die „Emanzipation“ seiner Leserschaft. „Man soll bloß nicht denken, daß nur in der Sowjetunion sich vieles in rasanter Geschwindigkeit ändert. Sowas passiert derzeit auch in Deutschland.“ Und nach kurzer, nachdenklicher Pause fügt er hinzu: „Als Journalist muß man wohl ein Berufener sein.“